

JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER

Raphael Marques

Jimmy Spider Folge 33

Jimmy Spider und der Ausbruch

www.geisterspiegel.de

Cover © 2008 by Tommy Tohang
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Jimmy Spider und der Ausbruch

Wie ein dunkles Leichentuch lag die Schwärze der Nacht über der einsamen Steppe im Osten Sibiriens. Kein Stern funkelte am Himmel, auch der Mond war nicht zu sehen, als hätten sich die Gestirne vor dem versteckt, was dort von Menschen unbemerkt durch die Lüfte glitt.

Hätte jemand das metallene Ungetüm bemerkt, er hätte es wohl für ein UFO gehalten. Aber das war es nicht. Ganz im Gegenteil – an Bord befanden sich keine Außerirdischen, die zufällig nach dem Mars falsch abgebogen waren, sondern Menschen. Menschen, die bereit waren zu töten, wenn es ihren Zielen diente. Und ihr Ziel war nahe, sehr nahe ...

Ganz so einsam und verlassen, wie die sibirische Steppe in jener Gegend zu sein schien, war sie in Wirklichkeit jedoch nicht. Zumindest offiziell verirrten sich hierher höchstens ein paar Tiere, vielleicht Hirsche, Wölfe oder Bären. Eine Stadt, ein Dorf oder ein Gebäude war auf keiner offiziellen Karte verzeichnet. Und doch stand hier etwas: ein Gefängnis.

Die steinerne Festung, die in der Weite Sibiriens wie verloren wirkte, war ein aus drei würfelförmigen Gebäuden bestehender Komplex, wobei sich das größte in dessen Mitte befand und alle drei Teile durch über- und unterirdische Gänge miteinander verbunden waren. Zusätzlich wurde das Gelände von zwei metallischen Zäunen und einer Steinmauer umschlossen. An jeder Ecke der Mauer befand sich ein Wachturm.

Tore existierten nicht. Was gebraucht wurde, wurde von Helikoptern gebracht, für die sich innerhalb der Mauern ein Landeplatz befand.

An Sicherheit war nicht gespart worden, schließlich ging es den Erbauern darum, einen brandgefährlichen Mann für den

Rest seines Lebens von der Außenwelt abzuschotten. Einen Mann, den seine Feinde als Top-Terroristen und Tyrannen, seine Verbündeten hingegen als Halbgott, Erlöser und großen Meister bezeichneten. Sein Name: Vijay Brahma Singh.

Vor fünf Jahren hatte er gemeinsam mit seinen Anhängern versucht, die Welt ins Chaos zu stürzen und sich als neuen Herrscher, als Abgesandten der Götter zu proklamieren. Nur ein glücklicher (oder für ihn eher unglücklicher) Zufall hatte ihn daran gehindert, seinen Plan zu vollenden.

Man hatte ihn verhaftet, eingesperrt und in dieses eigens für ihn erbaute Gefängnis gesteckt.

In seiner Zelle gab es kein natürliches Licht. Lediglich eine Neonlampe an der Decke erhellte den recht spartanisch eingerichteten Raum. Ein Bett, ein Schrank mit Büchern, ein Stuhl und ein Tisch, mehr befand sich nicht in seiner Zelle. Nebenan gab es noch einen Waschraum, den aber konnte er nur betreten, wenn seine Bewacher eine bestimmte Tür elektronisch entriegelten.

Oft lag er wie in diesem Augenblick auf seinem Bett, die Hände gefaltet auf seinem Bauch liegend, und starrte vor sich hin. Seine Bewacher, die ihn rund um die Uhr mit Videokameras im Auge behielten, erhielten den Eindruck, dass er einfach da lag und nichts tat.

Wer ihm aber in diesem Augenblick die Hände vor die Augen gehalten hätte, der hätte gemerkt, dass sich Singh in einer ganz anderen Sphäre befand, in der er sich möglicherweise mit seinen Göttern unterhielt.

Allein sein Name zeugte schon von seinem Herrschaftsanspruch. Vijay, der Sieger; Brahma, der Gott der Schöpfung; Singh, der Löwe. Wer diesen Namen hörte, erzitterte vor seiner Macht. Wer ihn aussprach, der tat dies nur flüsternd und voller Angst. Angst vor Vijay Brahma Singh und seinen zahlreichen Dienern, die man auch als *Namenlose* und *Schatten* bezeichnete.

Zumindest war dies lange Zeit der Fall gewesen. Nun aber war er eingesperrt wie ein Tier, isoliert von der Außenwelt und sei-

nen Anhängern. Wer da draußen jetzt seinen Namen aussprach, der zeigte keine Furcht mehr, denn der Halbgott war gefallen. Nicht tot, aber vielleicht war dies für ihn ein noch schlimmeres Schicksal.

Vor seinem inneren Auge erschien ein Mann. Grauschwarze, nach hinten gekämmte Haare. Ein von einem Vollbart bedecktes Gesicht, das zwar Falten aufwies, aber auch noch immer die Stärke der Jugend. Ein schwarzer Anzug, schwarze Krawatte und auch schwarze Schuhe. Seinen Mund zu einem Lächeln verzogen, das all seine Triumphgefühle widerspiegelte.

So hatte Vijay Brahma Singh ihn damals gesehen, als man ihn abgeführt hatte. Sein Name hatte sich förmlich in sein Gedächtnis gebrannt: Sir Gerald Spider.

Wenn er hier herauskam – und er war sicher, dass dies passieren würde –, würde ihm seine ganze Rache gehören. Ihm und seiner Familie. Dabei dachte er vor allem an seinen Sohn, Jimmy Spider. Er hatte damals Daksha Singh, seinen einzigen Sohn, im Kampf getötet. Und dann die Schande, die er über seine Tochter Shatarupa gebracht hatte ...

Diese beiden Männer würden bald schon ihrer gerechten Strafe zugeführt werden, da war er sich sicher.

Vor etwa einer Woche hatte er die Botschaft erhalten. Eine Stimme war wie aus dem Nichts in seinen Ohren aufgeklungen und hatte ihm angekündigt, dass seine Befreiung kurz bevorstand. Und nun war es soweit, das spürte er ganz deutlich. Der Tag der Befreiung war gekommen – und damit auch der Tag der Abrechnung ...

Es war ein einsamer Job, den John Matthews ausführte. Wieder einmal schob er Nachtwache, indem er auf einem der Wachtürme die Gegend im Auge behielt.

Die größte Schwierigkeit dabei war es, die Augen auch wirk-

lich die ganze Nacht lang offen zu halten. Ein harter Kampf, den Matthews gerade zu verlieren drohte. Und die Wachablösung erfolgte erst in zwei Stunden ...

Allgemein war ihm nicht wirklich klar, nach was er hier eigentlich Ausschau hielt. Eigentlich wusste niemand, dass dieses Gefängnis überhaupt existierte, und bisher hatte sich nicht mal ein Steppenbewohner hierher verirrt. Zumindest kein menschlicher.

Das Einzige, was es hier zu sehen gab, waren einige Hirsche oder Wölfe, die sich scheinbar an diesem Ort unbeobachtet fühlten und fröhlich ihrem Paarungstrieb nachgingen. Da John Matthews aber kein großer Fan von Tierpornos war, blieb ihm im Prinzip nur die Langeweile.

In einem monotonen Rhythmus schwangen mehrere Scheinwerfer ihre Lichter von den Dächern der Türme über die Landschaft hinweg. Außer endloser Einöde war nichts zu sehen.

Wenigstens leicht verdientes Geld, dachte der achtunddreißigjährige Ire immer wieder. Einen ruhigeren Job gab es in der TCA wohl nicht.

Nach der Scheidung von seiner Frau und dem Ärger, den es im Zuge dessen damals gegeben hatte, hatte er sich förmlich um die Versetzung hierher gerissen. Glücklicherweise hatte ihm Damien Arias keine Steine in den Weg gelegt. Obwohl ihm der neue Leiter der Personalabteilung der TCA äußerst unsympathisch war (und dies wohl auch auf Gegenseitigkeit beruhte), ließ er ihm des Öfteren innerlich seinen Dank zukommen. Ob dieser auch ankam, war ihm dabei jedoch herzlich egal.

Seit neun Monaten führte er nun schon diesen ziemlich eintönigen Job aus, ohne dass er seine Entscheidung auch nur eine Sekunde lang bereut hatte.

Das Einzige, was ihn störte, war die bodenlose Langeweile, die einem nach einer gewissen Zeit hier erfasste. Wie auch in dieser Nacht, als ihm zum wiederholten Male die Augen zufielen.

Plötzlich erklang ein merkwürdiges Summen. Sofort schreckte John Matthews auf. Was zum Henker war das? Eine Bienenar-

mee, die dieses Stück Natur zurückforderte? Oder hatte er gar sein Handy auf Vibrationsalarm gestellt?

Sein Blick wanderte über die Steppe, aber auch über den Gebäudekomplex und die anderen drei Wachtürme hinweg. Das Summen blieb, aber zu sehen war nichts. Auch die anderen Wächter schienen nichts mitbekommen zu haben. Aber irgendetwas war da draußen.

Matthews zog seine Stablampe hervor, schaltete sie an und leuchtete zu den anderen Wachtürmen hinüber, um seine Kollegen zu warnen.

Nach einigen Sekunden kam die erste Reaktion. »Was ist los?«, rief Sergej Novakov herüber.

»Hörst du nichts?«, antwortete ihm Matthews.

»Nein. Oder ... Moment!«

Für einige Sekunden lauschten alle Wachleute. Wenn sie nicht gerade einen kollektiven Hörschaden erlitten hatten, mussten sie das Geräusch eigentlich auch registrieren.

Bevor jedoch einer von ihnen antworten konnte, änderte sich die Szenerie dramatisch.

Das Summen wurde immer lauter, und am Himmel über der Anlage erschien plötzlich eine Art fliegendes Ungetüm. Im Mondlicht waren nur Umrisse zu erkennen, aber die allein zeugten schon von der Größe dieses Flugobjekts.

»Was ist denn das?«, murmelte John Matthews vor sich hin. Ein UFO vielleicht? Hatte sich dieser verdammte Singh mit einer Gruppe Aliens verbündet, um aus seinem Gefängnis herauszukommen? Unwahrscheinlich, aber als TCA-Agent hatte er schon einige unwahrscheinliche Dinge erlebt.

»Richtet die Scheinwerfer auf dieses Ding aus!«, schrie Novakov seinen Kollegen zu. Auch die anderen beiden Wachen schienen jetzt das Objekt entdeckt zu haben.

Matthews trat an ein Computer-Terminal heran, drückte einige Knöpfe und richtete die Scheinwerfer damit auf ihr neues Ziel aus.

Fast gleichzeitig schwangen die Lichter aller vier Wachtürme herum und erfassten das fliegende Ungetüm.

Im ersten Moment dachte Matthews, er würde träumen. Das fliegende Objekt erinnerte tatsächlich an ein Raumschiff. Die Spitze des Flugobjekts besaß eine rechteckige Form und ragte mittig aus dem relativ rund wirkenden Gebilde hervor. Das Raumschiff erinnerte aufgrund seiner recht flach wirkenden Bauweise entfernt – von der Front einmal abgesehen – an ein riesiges, platt getretenes Eis. Wie es an der Rückseite aussah, konnte er aus seiner Position nicht genau erkennen, denn an beiden Seiten des Objekts befanden sich Ausbeulungen, die den Waffenthalanxen eines Kampfhubschraubers ähnelten.

Irgendwie fühlte sich Matthews an eine Science-Fiction-Serie erinnert, wobei ihm partout der Name nicht einfallen wollte. Aber das hätte ihm in diesem Fall auch nicht weitergeholfen.

Plötzlich waren die beiden »Ausbeulungen« des Raumschiffs von einem hellen Leuchten erfüllt. Bevor sich Matthews über deren Bedeutung Gedanken machen konnte, schossen zwei grell strahlende Kugeln hervor. Sie waren so schnell, dass sie sogar einen Schweif hinter sich herzogen.

Ehe sich Matthews versah, explodierte mit einem gewaltigen Donnerschlag der Wachturm links neben ihm. Dort, wo vor einer Sekunde noch sein russischer Freund und Kollege Sergej Novakov gestanden hatte, befand sich nun ein greller Feuerball. Trümmer und Fetzen segelten neben dem Turm zu Boden.

Das unheimliche Raumschiff vollführte aus dem Stand heraus ein Wendemanöver. Sein neues Ziel war der schräg gegenüberliegende Wachturm. Schüsse erklangen, doch Matthews konnte nicht bestimmen, woher sie kamen.

Dafür wurde ihm ein Blick auf die Rückseite des Raumschiffs gewährt, die eine leicht eckige Bauweise besaß, sich aber doch der Ei-ähnlichen Form des fliegenden Ungetüms anpasste. Während sich Matthews noch über diese Formen Gedanken machte, feuerte das Flugobjekt zwei weitere helle Kugeln ab.

Wieder schlugen sie in einen Wachturm ein, und erneut kam es zu einer gewaltigen Explosion, der ein riesiger Feuerball folgte.

Ein weiteres Mal erklangen Schüsse. In diesem Moment fiel John Matthews wieder ein, dass auch er eine Maschinenpistole besaß. Sofort riss er sie hoch, entsicherte sie und legte auf das fliegende Ungetüm an.

Mehrere Kugeln schlugen in das metallische Ungetüm ein. Aber nicht Matthews hatte geschossen, sondern sein Kollege Tony McNamara. Der Schotte schrie sogar, als er sein ganzes Magazin auf das Flugschiff abfeuerte.

Doch die Kugeln waren nicht stark genug. Immer wieder prallten sie an der Hülle ab und sirrten als Querschläger in den Nachthimmel davon.

Erneut schossen zwei Glutbälle aus dem Raumschiff hervor. Tony McNamara wurde von der Wucht der Einschläge förmlich zerrissen, auch von seinem Turm blieben nur brennende Trümmer zurück.

Nun stand nur noch einer der Wachtürme. Als Matthews dies bewusst wurde, lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter. Er überlegte, ob er versuchen sollte, den Turm hinabzusteigen. Aber würde ihm dadurch wirklich die Flucht gelingen?

Mittlerweile hatte sich das Raumschiff vollständig in seine Richtung gedreht. Außer einem Summen und dem Knistern der Flammen war nichts zu hören.

Eigentlich hatte sich Matthews zur Leiter begeben wollen, aber der Anblick des fliegenden Ungetüms hatte ihn förmlich gebannt.

»Nein. Bitte nicht«, flüsterte er vor sich hin. Doch es half nichts. Das Letzte, was John Matthews in seinem Leben sah, waren zwei leuchtende Kugeln, die ungeheuer schnell auf ihn zu rasten. Dann gab es für ihn nur noch die Schwärze ...

Innerhalb des Flugschiffes war die Stimmung wesentlich gelöster.

»Gute Arbeit, Mister Sauer! Mister Magnum, wenden Sie die *Excelsior* nun dem Gebäudekomplex zu.«

»Aye, Captain!« Der braunhaarige Mann, dessen Markenzeichen seine bunten Hawaiihemden waren, tat, wie ihm befohlen worden war.

»Ach, und Mister Magnum?«

»Ja, Captain?«

»Hören Sie endlich damit auf, mich *Captain* zu nennen – ich bin Commander! Ein einfaches ›Sir‹ reicht auch.«

»Ja, Capta... ich meine Sir ... ähm, Commander Colt!«

Der Angesprochene verdrehte die Augen, ließ aber keine weitere Reaktion folgen. Stattdessen starrte er auf den Bildschirm vor ihm, der ihm die drei Gebäude zeigte. An der Außenhülle der *Excelsior* waren Dutzende Kameras angebracht, die jeden Winkel um das Flugschiff herum überwachen konnten.

Mit seiner rechten Hand strich sich der Mann über seinen schwarzen Dreitagebart. Nun war es endlich so weit, der Moment, auf den er schon seit Monaten vorbereitet worden war und für den er lange Zeit mit seinen Helfern trainiert hatte.

Links neben ihm erschien eine blondhaarige Frau. Wer ihr ins Gesicht schaute, der erkannte, dass sie kaum älter als zwanzig Jahre war. Ein ebenmäßiges, verführerisches Gesicht, das Haar zu einem Zopf gebunden. Nur die abgrundtiefe Kälte, die in ihren strahlend blauen Augen lag, zeugte davon, dass es sich bei ihr nicht um eine normale junge Frau handelte. Sie war eine Killerin, eine Terroristin, jemand, für den ein Menschenleben nichts bedeutete. Aber das ließ sie sich nur selten anmerken.

»Also, Miss Derringer, was halten Sie bisher von unseren Erfolgen?«, fragte Colt mit einem Lächeln im Gesicht.

Seine junge Partnerin lächelte zurück. »Nicht schlecht – für den Anfang. Aber das dicke Ende folgt noch.«

Mister Colt warf ihr einen schiefen Blick zu. »Ich hoffe, das war

keine Anspielung auf das Körpergewicht unserer Zielperson«, flüsterte er ihr zu.

Für einen Augenblick sah die blonde Frau ihn entgeistert an. Dann flüsterte sie: »Nein.«

»Das will ich auch hoffen. Schließlich befindet sich ein ganzes Dutzend von Singhs Dienern an Bord, die für eine solche Frechheit möglicherweise unser Bündnis über Bord und Sie gleich hinterher werfen könnten.«

Bevor Miss Derringer antworten konnte, erklang von hinten eine Stimme. »Aus dem linken Gebäude sind gerade ein halbes Dutzend Männer und Frauen gekommen. Offenbar haben zwei von ihnen einen Raketenwerfer dabei.«

»Keine Sorge, Mister Gatling, eine Rakete würde bei uns höchstens einen Kratzer hinterlassen. Ganz davon abgesehen, dass wir sie wohl kaum zum Schuss kommen lassen werden. Also, machen Sie die Waffen bereit.«

Gatling, ein muskulöser Glatzkopf, drückte einige Knöpfe, bevor er antwortete. »Kugelgeschütze bereit, Sir!«

»Feuer!«, rief Mister Colt.

Gleichzeitig drückte er auf einen Knopf neben seinem Bildschirm, der die Lautsprecher aktivierte. So konnte er hören, wie die TCA-Agenten bei den Einschlägen der Kugelsalven schmerz erfüllt aufschrien. Fünf von ihnen brachen blutüberströmt zusammen, aber einer hielt sich noch immer auf den Beinen. Mit letzter Kraft hob er seine Pistole an und feuerte auf das Flugschiff.

Kugel um Kugel traf auf die Außenhülle, ohne auch nur den Hauch einer Wirkung zu erzielen. Als das Magazin schließlich leer war, brach auch der Schütze zusammen.

»Sehr gut!«, gab Mister Colt zu verstehen. »Miss Beretta?«

»Ja, Sir?« Die angesprochene, braunhaarige Italienerin bediente die Granatgeschütze.

»Sind die Granatwerfer feuerbereit?«

»Ja, Sir.«

»Dann richten sie sie auf das linke Gebäude aus. Feuern auf mein Kommando.«

»Ja, Sir!«, antwortete die Italienerin.

Innerlich fragte Colt sich, ob die Dame noch mehr als diese zwei Worte auf Englisch sagen konnte.

»Granatwerfer sind ausgerichtet.«

Da hatte er seine Antwort. »Feuer!«

Innerhalb weniger Sekunden schoss ein halbes Dutzend der leuchtenden Granaten auf das Gebäude zu. Bei ihrem Aufprall ließen sie den Bau förmlich erzittern. Die Granatexplosionen rissen mehrere gewaltige Löcher in die Mauern, die folgenden Feuerbälle taten ihr übriges dazu. Schließlich brach sogar die Vorderseite des Baus zusammen. Zurück blieben Schutt, Asche und eine brennende Ruine.

»Mister Magnum, wenden Sie das Schiff dem rechten Gebäude zu.«

»Aye, Cap... ich meine, Sir!«

Der Ausschnitt auf dem Bildschirm schwenkte nach rechts. Nun erschien das kleinste der drei Gebäude, das wahrscheinlich als Büro- und Computerzentrale diente. Ob sich noch Menschen in dem Gebäude befanden, hätte ihm sicherlich Miss Derringer oder jemand anderes an Bord sagen können. Im Prinzip war es ihm aber egal. Wenn die Granaten in das Häuschen einschlugen, würde von ihnen so oder so nur noch ein Häufchen Asche zurückbleiben.

»Granatgeschütze auf Ziel ausgerichtet«, gab Miss Beretta zu verstehen.

»Feuer!«

Die Geschütze feuerten kurz hintereinander vier Mal. Und diesmal konnten sie ihre Wirkung frei entfalten. Das Gebäude vor ihnen flog in einem Meer aus Feuer und Trümmern förmlich auseinander. Als die Flammen langsam wieder einen Blick durch sie hindurch gewährten, war von dem Bau nicht mehr als nur die Grundmauern übrig geblieben.

»Ausgezeichnet«, flüsterte Colt. Dann wandte er sich zu seinen Gefolgsleuten. »Mister Sauer – bringen Sie uns runter. Mister Magnum ...«

»Ja, Sir?«

»So klingt das doch gleich viel besser. Sie und Mister Sauer bleiben hier. Miss Beretta, Mister Gatling und Miss Derringer, Sie kommen mit mir.«

Colt bewegte sich auf den Ausgang der Kommandozentrale zu, während ihm seine Untergebenen folgten.

Colts Weg führte ihn durch mehrere Gänge bis hin zu einem großen Aufenthaltsraum. Nachdem er mit seiner rechten Hand einen Sensor berührt hatte, öffnete sich die Tür.

Sein Blick fiel auf elf uniformierte indische Soldaten, Elitekämpfer der Singh-Bruderschaft. Bei ihrer Kleidung herrschten die Farben Rot und Schwarz vor. Zwischen ihnen saß ein Mönch, der sich selbst nur Ramanuja nannte. Ein kahlköpfiger Mann um die Siebzig, der eine orangefarbene Robe trug. Er war der Acharya der Singh-Bruderschaft, was ihm in der Praxis zum religiösen und militärischen Vertreter von Vijay Brahma Singh machte.

»Ist es soweit?« Seine Stimme war mehr ein Hauch, aber dennoch schaffte sie es, den gesamten Raum zu erfüllen.

»Ja«, antwortete Mister Colt ihm.

Ramanuja nickte ihm zu. »Meine Männer werden Sie begleiten, wenn Sie *ihn* befreien.«

Die elf Soldaten wollten sich schon auf den Weg machen, aber Colt hob die Hände an, um sie zurückzuhalten. »Sechs Ihrer Leute reichen völlig. Wir rechnen nicht mehr mit allzu viel Widerstand, und wenn mir mit einer ganzen Armee anrücken, würden wir uns nur gegenseitig im Weg herumstehen.«

Der Mönch, der es wohl nicht gewohnt war, dass man ihm widersprach, zog zunächst scharf die Luft ein, entspannte sich aber kurz danach wieder. »Also gut, Mister *Colt*. Ich werde Ihrem Wunsch entsprechen.« Er gab sechs seiner Männer ein Zeichen. Die Soldaten sonderten sich sofort vom Rest der Gruppe ab und

bewegten sich auf Colt und seine Leute zu.

Der schwarzhaarige Mann trat einen Schritt zurück. »Zur Waffenkammer!«, wies er seine Mitarbeiter an.

Die sechs Inder folgten ihnen. Sie hielten bereits Sturmgewehre in ihren Händen, während an ihren Gürteln Dolche befestigt waren.

Hübsche Retro-Dekoration, dachte sich Mister Colt seinen Teil dazu.

Nach einigen Abzweigungen hatte die Gruppe die Waffenkammer erreicht. Jeder griff sich eine der Maschinenpistolen, die an den Wänden befestigt waren. Zusätzlich nahm Colt noch ein funktionsbereites Headset aus einem Regal und setzte es sich auf.

Danach machte sich die Gruppe auf den Weg zum Ausgang.

»Mister Sauer, können Sie mich hören?«, sprach Colt ins Mikrofon.

»Klar und deutlich, Sir«, erklang die Stimme des Navigators in seinen Ohren.

»Hat sich draußen etwas getan?«

»Nein, nichts. Es ist niemand zu sehen.«

»Gut.«

Mittlerweile hatte die schwer bewaffnete Gruppe eine zwei-flügelige Tür erreicht. Wieder legte Colt seine rechte Hand auf einen Sensor. Mit einem leisen Summen schoben sich die beiden Türhälften auseinander.

Mister Colt trat als Erster hinaus, gefolgt von Miss Derringer. Seine blondhaarige Partnerin trat sofort neben ihn. »Diese Ruhe gefällt mir nicht.«

»Denken Sie nicht, dass wir alle Wachen erwischt haben?«

»Ich habe das Gefühl, dass da noch jemand auf uns wartet. Von Singh einmal abgesehen.«

»Das lässt sich leicht herausfinden.«

Wieder sprach er in das Mikrofon seines Headsets hinein. »Mister Sauer, überprüfen Sie das Gebäude auf Lebenszeichen.«

»Ja, Sir.« Für einen Moment herrschte Stille. »Ich registriere drei Lebenszeichen, zwei im Erdgeschoss und eines im ersten Stock.«

»Danke.«

Colt gab die Informationen an seine Partnerin weiter.

»Wahrscheinlich stammt das Lebenszeichen im ersten Stock von Singh«, gab Miss Derringer zu verstehen. »Die anderen Beiden dürften die restlichen TCA-Agenten sein.«

»Oder der Putzdienst«, fügte Colt hinzu.

Bevor seine Kollegin darauf antworten konnte, gab er Singhs Männern und seinen Helfern ein Zeichen. Mit den Waffen im Anschlag rückten sie in breiter Reihe auf das letzte noch intakte Gebäude des Gefängnisses zu.

Durch die vollständige Zerstörung des rechten Gebäudes war der überirdische Verbindungsgang zwischen ihm und dem zentralen Bau freigelegt worden. Vor Colt und seinen Leuten stiegen bereits einige Soldaten der Singh-Bruderschaft über die Trümmer hinweg, die die Gruppe vom Einstieg in den Verbindungstrakt trennte.

Bisher hatte sich noch kein Widerstand geregt, aber das musste nicht für immer so bleiben.

Als schließlich alle Mitglieder des Sturmtrupps den Einstieg erreicht hatten, übernahmen die Singh-Anhänger die Führung. Colt störte das nicht im Geringsten. Wenn sich die restlichen Wachen tatsächlich noch zur Wehr setzen sollten, waren seine indischen Verbündeten der perfekte Kugelfang ...

Todesangst erfüllte Joan Mallard.

Sie und ihr Kollege Jeffrey Bloomberg hatten die Zerstörung der anderen Gebäude und den Tod ihrer Freunde beinahe hautnah miterlebt. Auf den Bildschirmen vor ihnen, die die Aufnahmen der Überwachungskameras wiedergaben, hatten sie mit an-

sehen müssen, wie ein TCA-Agent nach dem anderen von der unheimlichen Macht, die dort draußen lauerte, getötet worden war.

Nun aber waren sie von der Außenwelt abgeschnitten. Die Bildschirme waren schwarz. Nach der Zerstörung der Elektronik-Zentrale waren alle Lichter um sie herum von einer Sekunde auf die andere erloschen. Lediglich eine Notbeleuchtung, die von einem Generator unterhalb des Gebäudes gespeist wurde, war noch aktiv.

Zumindest hatten sie kurz zuvor noch einen Notruf an die TCA-Außendienststelle in Neu-Dehli absetzen können. Aber bis man dort reagieren konnte, war es mit Sicherheit für sie schon zu spät.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Bloomberg seine Freundin und Lebensgefährtin.

Darauf wusste Joan Mallard keine Antwort. Normalerweise war die neununddreißigjährige Schottin eine äußerst schlagfertige Frau, aber in diesen Momenten hatte sie der Mut verlassen.

»Joan?« Ihr Freund rüttelte an ihrer linken Schulter. »Was ist los mit dir?«

»Nichts ist los. Gar nichts. Das ist ja das Problem. Ich weiß darauf keine Antwort.« Traurig blickte sie zu Jeffrey auf.

Der TCA-Agent lächelte sie an. »Noch ist nichts verloren. Wir verschanzen uns im Keller, bis Hilfe da ist, und dann ...«

Seine nächsten Worte blieben ihm im Halse stecken. Plötzlich erzitterte wenige Meter vor ihnen die Eingangstür. Zwar war durch die Inbetriebnahme des Generators eine Notverriegelung der Türen aktiviert worden, aber sie würde ihre Gegner wohl auch nicht allzu lange aufhalten.

»Verdammt, sie sind schon da ...«, fluchte Bloomberg. »Komm!« Er riss Joan Mallard vom Stuhl und damit auch aus ihrer Lethargie hoch. »Wir müssen weg.«

Wieder erzitterte die Tür unter einem gewaltigen Stoß. Noch einmal würde sie wohl nicht halten.

Bloomberg zog seine Pistole, eine SIG Sauer. Mit der rechten Hand schob er seine Kollegin weiter in Richtung der Kellertreppe.

Erneut schlug etwas gegen die Tür, und diesmal gab sie nach. Krachend flog sie nach innen.

Im Ausschnitt erschien ein dunkelhäutiger Mann in einer rot-schwarzen Uniform. In seinen Händen hielt er ein Sturmgewehr.

Bevor er auf irgendetwas zielen konnte, drückte Bloomberg ab. Seine Kugeln hieben in die ungeschützte Brust des Mannes, der schreiend zu Boden stürzte.

Doch sofort erschien der nächste Gegner im Türausschnitt.

»Lauf!«, schrie er Joan Mallard zu, während er erneut schoss.

Doch diesmal reagierte er zu spät. Zwar traf seine Kugel auch diesmal, aber gleichzeitig hieben auch ein halbes Dutzend Geschosse seines Gegners in seinen Körper. Blutüberströmt brach Bloomberg zusammen.

Mit schreckgeweiteten Augen musste Joan Mallard mit ansehen, wie ihr Partner vor ihren Füßen liegend starb. Erst jetzt stieg auch der eigene Überlebenstrieb in ihr hoch. Ohne groß über die Konsequenzen nachzudenken, wandte sie sich ab und rannte auf die Kellertreppe zu.

Geschafft!, schrie etwas in ihr, als sich ihre linke Hand um das Treppengeländer schloss.

Im nächsten Moment traf ein gewaltiger Schlag ihren Rücken. Etwas Heißes und ungeheuer Starkes wühlte sich durch ihren Körper.

Als sie auf der Treppe aufschlug, war Joan Mallard bereits tot.

Neben Mister Colt erschien seine junge Kollegin, die ihre MP etwas angehoben hatte. Die dünne Rauchfahne, die aus der Mündung ihrer Waffe stieg, zeugte davon, dass sie es gewesen war, die der TCA-Agentin den finalen Todesschuss gesetzt hatte.

»Kein schlechter Schuss, oder?«, rief sie ihrem Partner zu.

»Vielleicht hätte sie uns lebend mehr geholfen.«

Derringer warf Colt einen bösen Blick zu. »Du verstehst es wirklich, einem die Stimmung zu vermiesen.«

»Dafür liebst du mich doch«, gab er grinsend zurück.

Der Blick seiner jungen Partnerin wurde noch stechender, aber bevor sie ihm etwas entgegen konnte, wandte er sich einfach von ihr ab und schritt gemeinsam mit Miss Beretta auf die Treppe zu. Den beiden toten Singh-Dienern würdigte er keines Blickes mehr.

Kurz darauf folgten ihnen auch Mister Gatling, die restlichen indischen Soldaten sowie schließlich auch Miss Derringer.

Colt ließ seinen Waffenarm nun etwas baumeln. Nachdem die beiden Wachen ausgeschaltet waren, konnte sich jetzt nur noch Vijay Brahma Singh in dem Gebäude befinden.

Nach etwa einer halben Minute hatte die Gruppe das erste Stockwerk erreicht. Vor ihnen erschien ein Gang, der nach etwa zwanzig Metern in einer Sackgasse zu enden schien.

Plötzlich erzitterte die rechte Wand. Entweder hatte es im ersten Stock gerade ein lokales Erdbeben gegeben, oder jemand hatte sich von innen bemerkbar gemacht.

Wieder bebte die Wand.

Mister Colt ging vor. Nachdem er sich seine an einem Halteband befestigte MP über die Schulter geworfen hatte, tastete er mit beiden Händen die ominöse Wand ab. Nach einigen Metern erreichte er eine Stelle, die sich deutlich vom Rest der Oberfläche abhob.

Möglicherweise war dies eine Art Tür. Er strich an der Unebenheit entlang und merkte bald, dass es sich tatsächlich um den Zugang zu einem dahinter liegenden Raum handelte. Zwischen der Tür und dem Rest der Wand befand sich ein nicht mal ein Millimeter großer Schlitz. Für ein Messer zu dünn, und eine Kugelgarbe würde die Wand mit Sicherheit aushalten.

Hinter Colt erklang ein Hüsteln. Miss Derringer hatte sich an

der gegenüberliegenden Wand aufgebaut und dort eine Art Klappe geöffnet. »Manchmal fehlt dir einfach der Blick fürs Wesentliche«, flüsterte sie ihm mit einem leicht verächtlichen Unterton zu. Dann drückte sie auf einen Knopf, der sich wohl hinter der Klappe versteckt befunden hatte.

Plötzlich schob sich die Tür vor Colt nach innen. Nach etwa einem halben Meter glitt sie zur rechten Seite weg und gewährte den Anwesenden einen Blick in den dahinter liegenden Raum.

Dort stand der Mann, um den sich alles drehte – Vijay Brahma Singh.

Die Beschreibung, die Colt zu seiner Zielperson erhalten hatte, war nicht übertrieben gewesen. Singh war etwa 2,30 Meter groß, sein Gewicht lag bei ungefähr zweihundert Kilo. Ein Koloss, aber trotz seines Gewichts galt er als sehr beweglich, was Colt nur schwer glauben konnte.

Anders als viele wohlhabende und adlige Inder besaß Singh eine durch und durch schwarze Hautfarbe. Ein Gerücht besagte, dass seine Mutter von den Fidschi-Inseln stammte. Die Herkunft seines Vaters dagegen lag im Dunkeln. Nicht ganz zufällig, dachte sich Colt, schließlich musste er ja dem eigenen Ruf, ein Halbgott zu sein, gerecht werden.

Singh trug eine Art Sträflingsuniform, ein graues Hemd, eine graue Hose und – zur Überraschung aller – auch graue Schuhe.

Die erste Reaktion, die er seinen Befreiern zeigte, war, dass er seine rechte Hand erhob, sie zur Faust ballte und sie den Ankömmlingen entgegen streckte.

»Ich wusste, dass Ihr kommen würdet.« Seine Stimme glich einem Donnerrollen. »Die Freiheit hat mich wieder, und meine Feinde werden wieder vor mir erzittern.«

Erst jetzt bemerkte Colt, dass sich Singhs Diener auf ihre Knie hatten fallen lassen und demütig ihren Kopf gesenkt hielten.

»Erhebt euch, meine Kinder.« Singh gab seinen Männern mit beiden Händen das Zeichen, sich aufzurichten. Mit roboterhaften Bewegungen folgten sie dem Befehl ihres Anführers.

Plötzlich erklang hinter Colt und seinen Leuten ein Schrei der Freude. »Meister, Ihr seid es wirklich!«

Als sich Colt herumdrehte, erblicke er Ramanuja, der es wohl nicht mehr in der *Excelsior* ausgehalten hatte. Der Mönch lief noch einige Meter in die Zelle hinein und ließ sich schließlich vor seinem Meister auf die Knie fallen. »Meister, es ist geschafft, Ihr seid frei! Ich habe alles in die Wege geleitet, damit Euch der Weg zurück an die Macht geebnet wird.«

Singh gab seinem obersten Diener ein Zeichen, woraufhin sich Ramanuja wieder erhob. »Und was ist mit Shatarupa?«, fragte er den Mönch.

»Ich habe Prakash und einige weitere Männer nach England geschickt, um sich ihrer anzunehmen, ebenso wie auch der Familie Spider.«

»Sehr gut«, gab Vijay Brahma Singh zu verstehen. »Damit ist der Tag der Abrechnung endlich gekommen ...«

Obwohl Manchester eher als Arbeiterstadt bekannt war, existierte hier dennoch ein ziemlich reges Nachtleben. Ob in der Canal Street, im Stadtzentrum oder im ziemlich großen Chinatown von Manchester, überall tanzte nachts und besonders am Wochenende der Bär (und des Öfteren auch ein paar weniger behaarte junge Menschen).

In diesem Fall war das Stadtzentrum mein Ziel, doch anders als die Scharen von Nachtschwärmern, die die Straßen auf der Suche nach ein paar heißen Rhythmen oder kalten Drinks bevölkerten, war ich lediglich auf dem Weg zu einem Treffen. Und dieses Treffen war eine Angelegenheit, bei der es mir nicht unbedingt nach Feiern zumute war.

Die Dame, die mich eingeladen hatte, trug den schönen Namen Shatarupa Singh. Vor einigen Jahren hatten wir eine äußerst inige und spektakuläre Liebesaffäre, die vor allem dank meines

potentiellen Schwiegervaters ein jähes Ende gefunden hatte. Bei jenem handelte es sich schließlich um niemand anderen als Vijay Brahma Singh, einem indischen Top-Terroristen, der für sich selbst die Weltherrschaft beanspruchte und sich mit Scharen loyaler Diener umgab. Dazu gehörten nicht nur die Soldaten der rein zufällig nach ihm benannten Singh-Bruderschaft, sondern auch die Namenlosen, eine Kaste Ausgestoßener, die ihrem Meister als willenlose Killer dienten.

Eigentlich hatte ich gedacht, dass dieses Kapitel meines Lebens beendet war, nachdem mein Vater Singh durch einen Trick verhaftet und in ein Geheimgefängnis in Sibirien verfrachtet hatte. Der Singh-Kult galt danach als zerschlagen, wobei dennoch in Indien hin und wieder Kämpfe gegen einige ehemalige Diener aufflackerten.

Was Shatarupa betraf, so hatte sie sich nach der Festnahme ihres Vaters dazu entschlossen, sich zurückzuziehen und auch unsere Beziehung zu beenden. Seit damals hatte ich nichts mehr von ihr gehört – bis heute ...

Unser Treffpunkt war ein kleines Café in der Innenstadt. Der Name Chéri deutete zwar auf einen Besitzer französischer Herkunft hin, in Wirklichkeit aber befand sich der Schuppen im Besitz der TCA, die das Etablissement für streng geheime Tête-à-Têtes mit ausländischen Agenten nutzte. Nun ja, wenn es nicht gerade zu diesem Zwecke gebraucht wurde, war das Chéri ein völlig normales Café, in dem es zugegebenermaßen einen ziemlich lausigen Kaffee gab. So hielt man zumindest unerwünschte Zeugen von solch geheimen Gesprächen fern.

Da ich kein eigenes Auto besaß, hatte ich mir für dieses Treffen den Land Rover meines Freundes Dave Logger geliehen. Ich hoffte nur, ihn auch in einem Stück wieder zurückbringen zu können.

Was mir Shatarupa erzählt hatte, klang nämlich alles andere als erfreulich. Anscheinend planten die Helfer ihres Vaters dessen Ausbruch. Und da ich wusste, dass Vijay Brahma Singh nicht

allzu gut auf mich und seine Tochter zu sprechen war, rechnete ich mit einigen brenzligen Situationen.

Noch aber war alles ruhig. Der Verkehr hielt sich in Grenzen, abgesehen von den Fußgängern, die die Straße offensichtlich als einen überdimensionalen Zebrastreifen betrachteten.

Irgendwie hatte ich aber das Gefühl, verfolgt zu werden. Bildete ich mir das nur ein, oder war nun schon zum dritten Mal ein schwarzer Wagen mit blauen Scheinwerfern in meinem Rückspiegel aufgetaucht?

Da ich nicht mehr weit von meinem Ziel entfernt war, suchte ich mir einen Parkplatz und hielt an. Auf einen vorbeifahrenden Wagen mit blauen Scheinwerfern wartete ich allerdings vergeblich. Umso besser, dachte ich.

Vorsichtig stieg ich aus.

Das Café befand sich noch einige Hundert Meter entfernt in einer Fußgängerzone. Für diesen Weg sollte ich eigentlich nur ein paar Minuten brauchen.

Während ich ging, strich ich noch einmal unauffällig über mein Jackett. Die Desert Eagle befand sich an ihrem angestammten Platz, und auch ein paar Ersatzmagazine hatte ich zur Sicherheit mitgenommen.

Nach einigen Dutzend Metern bog ich nach links in die Fußgängerzone ab.

Mein Blick fiel auf einen Club namens *Velvet Star*, vor dem sich eine recht lange Schlange gebildet hatte. Einige Männer, denen der Einlass verwehrt worden war, ließen ihren Ärger in Form verschiedenster Fäkalausdrücke freien Lauf.

Ohne mich weiter an diesem faszinierenden Naturschauspiel zu ergötzen, setzte ich meinen Weg fort.

Einmal noch drehte ich mich um, um festzustellen, ob nicht doch noch ein Verfolger an mir klebte. Und tatsächlich, ein Schatten schien aus dem Licht einer Straßenlaterne hinaus zu huschen. Oder stammte der Schatten von der schwarzhaarigen jungen Frau, die leicht torkelnd die Straße entlang lief und schließ-

lich in die Arme eines Mannes fiel? Litt ich vielleicht schon unter Verfolgungswahn? Nun, die Zukunft würde zeigen, ob ich reif für einen Psychiater war oder nicht.

Shatarupa und ich hatten uns für 3.30 Uhr verabredet. Ich zog meine schwarze Taschenuhr aus dem Jackett hervor. Mir blieben noch vier Minuten. Das sollte ich eigentlich schaffen, wenn nichts Unvorhersehbares passieren sollte.

Und tatsächlich, drei Minuten später näherte ich mich dem *Chéri*. Als wäre der Name nicht schon Klischee genug, prangte als Markenzeichen über dem Eingang noch ein roter Neon-Kussmund, wobei die Unterlippe immer wieder zu flackern begann. Vielleicht hatte die TCA die letzte Stromrechnung nicht bezahlt.

Mein Blick fiel wieder auf den Eingang – und da stand sie: Shatarupa Singh. Als sie mich entdeckte, formten sich ihre vollen Lippen zu einem Lächeln. Sie trug ihr langes schwarzes Haar offen, wie damals, als wir uns das erste Mal getroffen hatten.

Mit schnellen Schritten lief sie mir entgegen. Im nächsten Moment schon lag sie mir in den Armen. »Jimmy ...«, hauchte sie mir ins Ohr. »Ich habe dich so vermisst.«

Danach löste sie sich wieder etwas von mir.

»Wo bist du die ganzen Jahre gewesen?« Dies war das Erste, was ich hervorbrachte.

Ihr Zeigefinger legte sich auf meine Lippen. »Das ist doch unwichtig.«

Der Finger glitt wieder von meinem Mund herab und ihre Lippen auf meine eigenen zu. Für einen Augenblick war ich zu überrascht, um reagieren zu können, doch als ihre Lippen zum ersten Mal über meine eigenen strichen, zuckte ich zurück.

»Es ... tut mir leid. Ich kann nicht.«

Für einen kurzen Moment war Shatarupa geschockt, dann fing sie sich wieder. »Ich habe es schon befürchtet. Du hast bestimmt nicht fünf Jahre auf mich gewartet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen.«

»Ich auch. Aber nun hat sich alles verändert.«

Ihr Hände lagen noch immer auf meinen Schultern, was mich nicht sonderlich störte. Im Gegenteil, irgendwie tat es mir gut, sie nach all den Jahren noch einmal zu spüren. Und war da nicht, tief in mir verborgen, noch ein Gefühl ihr gegenüber, das ich nicht genau beschreiben konnte – oder wollte?

»Was genau hat sich verändert?« Ich riss mich selbst aus meinen Gedanken, bevor sie noch zu weit gingen.

Traurig sah mir Shatarupa in die Augen. »Mein Vater ... er wird bald wieder frei sein. Sie werden es schaffen, ihn zu befreien.«

»Wer? Die Singh-Bruderschaft?«

»Auch. Aber sie hat sich Verbündete geholt. Aber frag nicht, wen oder was. Ich weiß nur, was mir Dakshas Witwe erzählt hat, und das ist sehr wenig.«

Ich musste schlucken. Gut, sie hatte mir bereits am Telefon gesagt, dass jemand Singhs Befreiung plante, aber dass sie unabwendbar schien, daran hatte ich gar nicht erst denken wollen.

Gleichzeitig fiel mir ein, dass Singh in einem Geheimgefängnis festgehalten wurde, von dem nur die TCA etwas wusste. Wenn seine Helfer also Wind von ihrem Aufenthaltsort bekommen hatten, dann musste ihr Informant ebenfalls zu meinem Arbeitgeber gehören.

»Wir müssen die TCA warnen«, antwortete ich Shatarupa trotzdem.

»Dafür ist es zu spät, fürchte ich. Jetzt geht es nur noch darum, dass wir uns selbst helfen.« Ihr Blick wurde unstet, immer wieder huschte er von einer Seite zur anderen. »Ich kann es spüren. Sie sind gekommen, um mich zu töten.«

»Die ...«

Shatarupa verschluckte ihre letzten Worte, denn über uns erklang ein Kratzen. Als ich meinen Kopf nach oben wandte, war es schon zu spät. Etwas Schweres flog mir vom Dach aus entgegen und riss mich zu Boden.

Finger glitten über meine Brust und näherten sich meinem Hals. Mein Gegner war nicht mehr als ein Schatten, aber genau dieser Schatten bekam im nächsten Moment die Härte meines Kopfes zu spüren.

Der Angreifer taumelte zurück. Sofort richtete ich mich auf und zog meine Desert Eagle.

Plötzlich blitzte etwas rechts neben mir auf. Ein Dolch, blank geschliffen, huschte auf mich zu – und über mich hinweg. Gedankenschnell hatte ich mich geduckt.

Der Angreifer wollte gerade erneut ausholen, da trat ich zu. Die Gestalt wurde im Bauchbereich getroffen, zuckte kurz zusammen, fiel aber nicht. Stattdessen riss sie erneut ihren Dolch hoch und stürzte sich auf mich.

Im selben Augenblick schoss ich. Meine Kugel stanze ein Loch in die Stirn der Gestalt. Zum ersten Mal gelang mir ein Blick auf einen meiner Gegner. Es war ein Mann mit dunkler Hautfarbe, der nur mit einigen grauen Lumpen bekleidet war. Und die Augen ... der Blick des Mannes war leer. Der Mann war tot, bevor er auf dem Boden aufschlug.

Ich kannte diese Gestalten. Man nannte sie die Namenlosen oder auch die Schatten. Singh rekrutierte sie aus der Kaste der Dalits, der »Unberührbaren«. Er holte sie von der Straße und brachte sie in seine Gewalt. Was dabei genau mit ihnen geschah, war mir unbekannt, aber nach dieser *Behandlung* waren sie nur noch willenlose Marionetten, die so gut wie keinen Schmerz empfanden. Lediglich ein tödlicher Schuss ins Herz oder in den Kopf konnte sie stoppen.

Plötzlich erklang ein Schrei. Sofort fuhr ich herum. Der Namenlose, dem ich eine Kopfnuss verpasst hatte, hatte sich wieder aufgerappelt und Shatarupa zu Boden gestoßen. Bevor er mit seinem Messer zustechen konnte, schoss ich.

Meine Kugel traf die Gestalt mitten ins Herzen. Lautlos wankte der Getroffene zurück und stürzte schließlich zu Boden.

Zwei hatte ich erledigt, aber waren das wirklich alle gewesen?

Ein harter Schlag gegen meinen Waffenarm beantwortete meine Frage. Die Desert Eagle wurde mir aus der Hand geprellt, und sofort setzte mein Gegner nach.

Ich ließ mich einfach zu Boden fallen. Der Dolch meines Angreifers strich haarscharf über mich hinweg.

Ein Blick reichte aus, um zu erkennen, dass nicht nur einer, sondern gleich drei Namenlose hinter mir gelauert hatten. Jeder von ihnen hielt einen Dolch in der Hand, und wenn mir nicht schnell etwas einfiel, würde man einen indischen Spießbraten aus mir machen.

»Jimmy!« Shatarupas Schrei lenkte mich von meinen eigenen Problemen ab.

Wieder hatte sich einer der Angreifer auf sie gestürzt. Sie versuchte, ihn wegzustoßen, doch es war aussichtslos. Der Namenlose zog einen Dolch hervor.

»Nein!«, schrie ich, doch es war bereits zu spät.

Die Klinge blitzte noch einmal im Licht des Vollmonds auf, dann raste sie auf Shatarupa Singh hinab ...

ENDE